

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1912

31 (1.2.1912) 2. Blatt

Literarische Rundschau.

Strategie.*

II.

Zum dritten Abschnitt seines Buches (S. Nr. 30 dieser Zeitung) handelt General v. Blume von den Streitkräften und Streitmitteln. Hier nun ist, glaube ich, dem in etwas entgegenzutreten, was er (S. 85) über Reserve- und Reservekräfte sagt. Es heißt dort u. a.:

„Es wird nach Ausbruch des Krieges eine gewisse Zeit vergehen, bevor die Reservekräfte denselben Grad kriegerischer Leistungsfähigkeit wie die Feldtruppen erreichen. Im weiteren Verlauf des Krieges jedoch, wenn die Kräfte des Feldheeres erlahmen — was selbst bei dem siegreichen Teile bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich eintritt —, kann das Reserveheer berufen sein, den Ausschlag zu geben.“

Dem möchte ich zunächst ein von Blume selbst energisch betontes Kennzeichen im Wesen des Krieges entgegenhalten, welches unwandelbar ist und am klarsten geprägt in Moltkes Ausspruch: „daß die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten kann, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen“. Dieses höchste Ziel nun ist die Vernichtung der feindlichen Wehrkraft, von der als erstes Objekt die feindliche Streitmacht sich darbieten wird. Eine weitere Bedingung der modernen Kriegführung aber, ja nach Blumes eigenen Worten „ein unausweichliches Gesetz“ ist das Streben nach schnellen, entscheidenden Erfolgen, also die höchste Energie in der Verwendung der eigenen starken Streitmacht. Daß auch dies eine alte Wahrheit ist, bezeugt schon König Friedrich, der nicht nur lehrte, daß die Kriege kurz und bis sein müßten, sondern noch in seinem politischen Testament den Nachfolgern ausdrücklich riet: „Wenn die Ehre des Staates Euch zwingt, den Degen zu ziehen, so falle auf Eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich.“ — Worte, deren Rhythmus schon die Wucht der anrückenden Bataillone, die Mäntel eines Siegesmarsches wiederzugeben scheint.

Wo, wie heute im Lebenskampf der Großstaaten, Volksherr gegen Volksherr die schnelle Überwindung der gegnerischen Streitmacht anstrebt, da wird also darauf ankommen, auch diejenigen waffenfähigen Männer, welche über die Ergänzung der Truppenteile des stehenden Heeres zur Kriegskraft hinaus vorhanden sind und neue Bildungen ergeben können, gleich in erster Linie mit in das Feld zu führen. Dementsprechend erwähnt auch Ziffer 40 der deutschen Felddienstordnung:

„Nach der Kriegsgliederung besteht das Feldheer aus Armeen, die Armee aus Armeekorps, Kavallerie-Divisionen, Reserve- und besonderen Formationen.“

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß es Aufgabe der militärischen Friedensstätigkeit ist, nicht nur die Ausbildung der Mannschaften des Wehralters von Zeit zu Zeit zu vervollständigen und ihre Disziplin zu stärken, wie dies bei uns durch jährliche Übungen in Reserve- und Reserveregimenten geschieht, sondern auch das Material, u. a. sogar das Personal bereitzustellen, das erforderlich ist, um aus den Reserve- und Reserveregimenten völlig operationsfähige Heereskörper zu bilden, die Seite an Seite mit den übrigen Feldtruppen stehen und nicht nur zu ihrer Aufnahme oder zu späterem Ausschlaggeben berufen sind. Gewiß ist es ein Nachteil, daß für diese Formationen im Frieden nicht ebenfalls schon Stammtruppenteile vorhanden sind. Wir machen uns jedes Wort zu eigen, das General v. Blume in dem Abschnitt über Friedensgliederung sagt, vor allem auch über den Wert starker Stämme. Dennoch wird man wohl bald auch nicht mehr an der Frage vorübergehen dürfen, inwieweit ferner die Zahl der Stämme dem Stande der männlichen Bevölkerung und damit ihrer raschen Eingliederung in das Feldheer entgegenkommen muß. Ohne einer Überspannung das Wort reden zu wollen, darf doch eine stetige Steigerung der Wehrkraft nicht außer acht gelassen werden, die dem „höchsten Ziel“ der Kriegführung nahekommt, und welche die vorbereitende Strategie in der Friedensausbildung möglichst aller Wehrfähigen — aber ohne Herabsetzung der Intensität der Ausbildung — leben dürfte. Dann erst wird man vielleicht einen Kraftüberschuß erhalten, der nicht nur, wie unsere heutigen Ersatztruppen, die Ergänzung der Verluste zu sichern bestimmt ist, sondern als Rückhalt besteht und den Feldtruppen einen wirklichen Kraftzuwachs bringen kann, dessen sie heute entbehren. Dabei darf man wohl ferner nicht vergessen, daß schon die politische und militärische Lage unseres Landes, die Notwendigkeit, an mehr als einer Grenze aufzutreten, noch auf lange hinaus stets alle Mann an Deck, alle Mann an die Front

rufen wird, die wehrhaft sind. Besser kann die Notwendigkeit gar nicht gekennzeichnet werden, als durch dasjenige, was General v. Blume (S. 336) über die Bedeutung des Sieges sagt:

„Der volle Sieg in der Hauptschlacht hat nicht allein die Wirkung, den Hauptstreitkräften des Gegners schwere Verluste zuzufügen und den Geist der eigenen Truppen zu heben, sondern er entscheidet gleichzeitig alle schwebenden Nebenfragen auf dem ganzen Kriegstheater zugunsten des Siegers und eröffnet diesem Hilfsquellen, die dem Gegner entzogen werden. Die Wirkung eines solchen Sieges erstreckt sich ferner auch auf die Völker und Regierungen der kriegführenden Staaten, indem er hier belebend wirkt, dort die Latenz lähmt und zur Nachgiebigkeit geneigt macht. Endlich aber pflegt auf die Haltung anderer Staaten nichts so stark einzuwirken, als der Ausgang einer Entscheidungsschlacht. Der Sieg stärkt freundschaftliche Gesinnungen und mahnt von feindlicher Einnischung ab.“

Nichts drückt uns daher natürlicher, als daß sich der Feldherr die Möglichkeit sichern wird, den Hauptschlag mit gesammelter Kraft zu führen, wie sie ihm die Einbeziehung der Reserveformationen in das Feldheer gewährt. v. S.

Zur Geschichte der politischen Parteien.

Die Grundzüge und die geschichtliche Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland wissenschaftlich darzulegen, ist ein dankbar zu begrühendes Unternehmen. Dr. Oskar Stöckel hat sich diese Aufgabe gestellt und einem ersten, schon 1908 erschienenen Band: „Die Konservativen“ nun den zweiten: „Der Liberalismus“ folgen lassen (Leipzig 1911, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt). Zweck der Arbeit ist es, „der Unkenntnis über die grundlegenden Auffassungen der Parteien abzuhelfen“. Aber seinen Maßstab dafür will der Verfasser nicht aus irgend einem politischen Lager nehmen, sondern er sucht unter Zuhilfenahme einer objektiven wissenschaftlichen Methode in den Stoff einzudringen. Diese läßt sich schon aus der Einteilung des Inhaltes erkennen, in welcher beide Bände einander genau entsprechen. In einem Anfangskapitel werden das konservative bzw. das liberale Prinzip behandelt, dann folgen weitere Abschnitte über die Weltanschauung, die Staats-, Gesellschafts-, Wirtschafts-, Rechts- und Kulturauffassung jeder dieser Parteien, endlich ein letztes Kapitel über die betreffende Parteigeschichte. Zur Kenntnis und Klärung der Parteigrundzüge und Anschauungen werden die in den Parteihandbüchern und sonstigen Parteiorganen niedergelegten Sätze oder auch Quellen- und atemmäßig feststehende Aussprüche von Parteiführern oder anderen bedeutenden Parteimitgliedern herangezogen. An ihrer Hand wird nun der Versuch gemacht, den Zusammenhang der abstrakten Prinzipien mit den materiellen Interessen der Parteien aufzudecken und gleichzeitig eine psychologische Erklärung für den Glauben zu finden, daß es sich für die Parteien dennoch gleichzeitig um eine wirkliche Vertretung der Volksinteressen handle.

Der konservativen Partei geht es auch Dr. Stöckel zu, daß in ihr nicht nur eine beharrliche oder rückschrittliche Richtung vertreten ist, sondern auch eine fortschrittliche, die freilich nicht nach neuen Wegen sucht, sondern auf den alten, großen, historischen Heerstrahlen vorwärts kommen will. Dementsprechend ist für den Konservativen auch die Freiheit des Einzelnen in historische und momentane Schranken, nämlich in diejenigen des Verbandes, dem er angehört, gebannt. Auf Grund der Beobachtung, daß die konservative Partei immerhin doch auch eine gewisse Änderung der bestehenden Ordnungen anstrebe, gelangt Stöckel dann zu dem Satz, daß die Konservativen eine rein staatsbehaltende Partei nicht seien, und unterstreicht dieses Ergebnis, indem er auch aus ihren Anschauungen heraus die Idee eines Zukunftsstaates nachweist, der nicht weniger utopisch als der sozialdemokratische zu nennen sei. Zum Ausgangspunkt nimmt er dabei den christlichen Grundcharakter des konservativen Programms, mit dem allerdings eine systematische Durchführung dieser Ideen im modernen Staat sich nicht verbinden läßt.

Im Gegensatz hierzu, wie Stöckel ausführt, fehlt dem Liberalismus eine geschlossene Weltanschauung; dafür vertritt er den „Intellektualismus als konstruktives Prinzip des modernen Gesellschafts- und Wirtschaftslebens“, also eine unbefrängte geistige Freiheit. Der Entwicklungs- und der Fortschrittsgedanke bilden die Basis des liberalen Prinzips; das politische Ziel der Freiheit wird als die Übereinstimmung mit dem selbstgegebenen Gesetz gekennzeichnet. Aber diese Freiheit soll eine vernunftgemäß beschränkte sein und so erscheint es Aufgabe, „das Maß der Freiheit mit den jeweiligen Kräfteverhältnissen der Volkswirtschaft in Einklang zu halten, um dadurch die Ungleichheit zu vermindern.“ — Der in seinen Ursprüngen staatsfeindliche Liberalismus hat eine Wandlung durchgemacht. Die theoretische, dem republikanischen Gedanken geneigte Anschauung ist praktisch zum Konstitutionalismus übergegangen, der ja auch von konservativer Seite nicht mehr bekämpft wird.

Dagegen klafft ein gewaltiger Unterschied zwischen den Parteien nach wie vor auf dem Gebiet der Gesellschaftsauffassung. Dem konservativen Gedanken von der Ungleichheit der Menschen entspricht das Ideal einer nach Ständen geordneten Gesellschaft, während der Liberalismus, von dem Glauben an die Gleichheit aller ausgehend, an Stelle des Standes die Einzelpersonlichkeit und von ihr aus die neue Ordnung des gesellschaftlichen Lebens aufbaut. Als Grundlage konservativer Gesinnungen werden diejenigen des Adels geschildert, der zwar sich beschäftigt, nicht aber arbeitet, weil ihm Abstammung und Erziehung genügende Gewähr für die Befähigung zur Führung des Volkes seien. Die Mitwirkung dieser Partei bei sozialen Aufgaben, für die ein festes Programm fehlt, beschränkt sich daher im wesentlichen darauf, Symptome statt Ursachen zu bekämpfen. Dieser Einseitigkeit entgegen sei es dem Liberalismus geblüht, im freieren Wettbewerb durch Bildungs- und Arbeitserfolge sich ebenfalls erheblichen Anteil an der Führung zu sichern. Das aber leite auch wieder ein wenig hinüber zum konservativen Geist, vor allem, sobald sich vom Liberalismus diejenigen Richtungen abspalteten, welche in folgerechter Weiterführung der fortschrittlichen Grundgedanken sich nun gegen den Besitz und das Eigentum wenden. Die persönlichen Interessen formen die Parteiziele, nicht mehr nur die philosophischen Ideen, von denen allein diejenige der Volkssouveränität weiterhin fruchtbar geblieben ist. Denn mit ihr hängt auch die nationale Idee zusammen; sie verlegt das Leben des Staats von der Spitze hinab in das Volk, in die Nation; in den Einzelnen.“ So ist also auch hier eine Wandlung vollzogen. Nur das Programm der Demokratischen Vereinigung „fordert noch, wie der frühere Liberalismus, konsequente Liberalisierung aller öffentlichen Einrichtungen in Reich, Staat und Gemeinde.“

Man gewinnt aus Stöckels, mit wünschenswerter Sachlichkeit und gemeinverständlicher Klarheit geschriebenen Darlegungen auch in den weiteren Abschnitten das Bild einer gewissen Starrheit in den Zielen auf konservativer, einer Zerplitterung auf der liberalen Seite; der die Erfahrung nicht erspart geblieben ist, daß „die Welt eng ist und das Gehirn weit“.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Gerade die praktischen Erfolge der liberalen Bestrebungen haben dem Konservatismus den ihm im Grund unympathischen Kapitalismus insofern nahegeführt, als beide die Machtfrage nun in den Vordergrund ihrer politischen Ziele stellen. Wenn Dr. Stöckel dann aber zu dem Ergebnis gelangt, das deutsche Reich sei kein Agrarstaat mehr, sondern lediglich Industrie- und Handelsstaat, so scheint dies doch gerade auf Grund des von ihm gebrachten Materials aus den Verfassungen ein über den Stand der Dinge hinausführendes Urteil. Noch ist im deutschen Wirtschaftsleben die landwirtschaftliche Produktion nicht annähernd in dem Maße überwunden, wie in England, dessen Beispiel vielleicht gerade dahin führen wird, daß man nicht ebenfalls dem laissez faire et laissez aller dauernd folgt, sondern, ohne den Fortschritt ausschließen zu wollen, neue Richtlinien für ihn suchen wird. So wenig wie etwa auf verfassungsgeschichtlichem Gebiet dürfte die einfache Übertragung englischer Verhältnisse nach Deutschland auf anderen Gebieten als einzig heilsam sich erweisen.

Aber es sei noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Werturteile des Verfassers nirgends dem nach eigener politischer Anschauung richtenden Leser eine bestimmte Erkenntnis aufzwingen wollen. Keinlich und reichlich ist die Aufgabe, „sowohl der Förderung der Wissenschaft als auch der Belehrung zu dienen“, durchgeführt, so daß man dem Erscheinen der weiteren Bände, welche das Zentrum und den Sozialismus behandeln sollen, mit Spannung entgegensehen darf. v. S.

Mitteilungen aus Kunst und Wissenschaft.

Eine historisch-musikalische Erinnerungsfeier ganz im Stile Friedrichs des Großen fand im Auditorium maximum der Halle'schen Universität vor einem Partee von Professoren und Künstlern statt. Die Kompositionen Friedrichs des Großen, bei denen Künstler des Leipziger Gewandhausorchesters in den Flöten- und der Musikdirektor der Halle'schen Universität Prof. Albert an dem so selten bedienten Cembalo mitwirkten, fanden starken Beifall.

Nach einem Kopenhagener Telegramm aus Kopenhagen ist der dänische Schriftsteller Hermann Bang, der sich auf einer Vortragsreise nach Kalifornien befand, in Ogden im Staate Utah gestorben. Bang war 1857 auf Ålsten geboren, wirkte längere Jahre als Korrespondent verschiedener dänischer Blätter im Auslande und widmete sich später ausschließlich der Belletristik, namentlich der Abfassung geistvoller Romane und Novellen.

Die Felix Mottl-Gedächtnisstiftung, die vor kurzem erst in München ins Leben gerufen wurde, hat bereits die ansehnliche Höhe von fast 30 000 M. erreicht, wozu das Erträgnis einer glänzend verlaufenen Mottl-Gedenksfeier 10 300 M. und die Stiftung eines hiesigen Kunstvereins und Mottlvereins 10 000 M. beitrugen.

Die Aufführung von Niensls Oper „Aureigen“ im Grazer Opernhaus hatte einen großartigen Erfolg, der von Akt zu Akt stieg. Der Komponist und die Sänger wurden unzählige Male gerufen.

* Strategie, ihre Aufgaben und Mittel von Wilhelm v. Blume, General der Infanterie z. D. (Verlag 1912, G. E. Wittler u. Sohn).

